Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 463. **Montag** den 10. September 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. September.

Die **Königsberger Rede des Kaisers** beschäftigt die Politiker ganz ausschließlich. Man liest und hört an verschiedenen Stellen die Mahnung, an den Kaiserworten nicht zu deuteln. Aber man deutelt an diesen Stellen selbst, wie es einer Kundgebung gegenüber, wie die Ansprache des Kaisers ist, auch gar nicht vermieden werden kann. Insofern empfiehlt sich allerdings zunächst Zurückhaltung, als Bestimmtes über die innersten Beweggründe und die letzten Ziele der Königsberger Action noch nicht bekannt ist. Vorläufig hat man es vorzüglich mit der Wirkung der Rede zu thun, die wir schon gestern dahin gekennzeichnet haben, daß die Kreuzzeitungsconservativen nur die Form ihrer Opposition und das Operationsfeld verändern, an einem durch neue Mittel zu erreichenden Siege aber nicht verzweifeln und um so bereitwilliger dem Kaiser ihre Mitwirkung bei der Bekämpfung der Umstürzler in Aussicht stellen. So faßt man auch in den uns nahestehenden politischen Kreisen der Reichshauptstadt die durch die Kaiserrede geschaffene Situation auf und wartet daher mit besonderer Spannung auf den Erfolg der vielleicht schon jetzt dem Ohre des Kaisers mit vertrauensvoller Ansprache genahten hochconservativen Führer. Man schreibt uns nämlich aus Berlin:

„Die Auslassungen der „Kreuzztg." sind nach Form und Inhalt vollständig „correct". Das Blatt erkennt an, daß der erste Theil der Rede ein mit Recht strafender sei, es verkennt nicht, daß der Kaiser die Zusage, Alles, was geschah, als ausgelöscht betrachten zu wollen, an Bedingungen geknüpft hat, und verspricht diese Bedingungen zu erfüllen: es giebt die Form der bisherigen Opposition preis und verleugnet in einem späteren Artikel Herrn Ruppert-Ranfern, der seiner Zeit die Parole zum „Schreien" ausgegeben und überhaupt die Nachahmung des socialdemokratischen Beispiels empfohlen hat. Die „Kreuzztg." unterläßt auch nicht, das kaiserliche Wort: „Ehrlos, wer seinen König verläßt", zu wiederholen, und es, ohne ein Gefühl des Verletztseins zu bekunden, mit dem Gelöbniß treuer Gefolgschaft zu erwidern. Gegenüber dem Allen möchten wir uns nicht Denjenigen anschließen, die heute von einer „unbedingten Unterwerfung" der gegenwärtigen Führer der conservativen Partei sprechen. Was diese geloben, ist der Verzicht auf die bisherige Form der Agitation, insbesondere wahrscheinlich auch auf die Fortsetzung der nachträglichen Kritik der Handelsverträge. Daß den Conservativen die Demagogie Selbstzweck gewesen, wird Niemand behaupten wollen und ebensowenig ist anzunehmen, daß das Aufgeben der bisherigen Methode der Agitation, die ihnen so schwere Verluste zu Gunsten eines radicalen, adels- und großgrundbesitzfeindlichen Antisemitismus verursacht hat, den Conservativen auch in dem Fall ein Opfer bedeuten sollte, daß sie in Güte erhalten, was sie zu ungestüm gefordert hatten. Und es wird nicht für unmöglich gehalten, daß dieser Fall gegeben sei. Schon gleich nach dem Bekanntwerden der kaiserlichen Ansprache hat nur ein kleiner Theil der demokratischen Presse die Jubelrufe ausgestoßen, die man bei früheren ähnlichen Gelegenheiten, z. B. nach dem Mahle, bei dem der Kaiser die conservative Opposition gegen den noch nicht angenommenen Handelsvertrag einer Beurtheilung unterzog, im Chorus ertönen hörte. Noch spärlicher und eigentlich nur aus dem Ausland gehört, wenn auch in Berlin bestellt, sind die Stimmen, die den Königsberger Vorgang als einen Triumph des Grafen Caprivi declariren. Diese Zurückhaltung ist sehr begreiflich, denn, um nicht mehr zu sagen, der Reichskanzler hat keinen Antheil an diesem Ereignisse. Unter all' den Deutungen und Vermuthungen, die man zu hören bekommt, erscheinen jene unanfechtbar, die den Schwerpunct der Kaiserrede in ihren zweiten, versöhnenden und rufenden Theil verlegen. In dem Aufruf zum „Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung" liegt das, was die Unterwerfung der „Kreuzztg." als eine nur formell unbedingte erscheinen läßt. Der Inhalt dieses kaiserlichen Programms, den man nicht kennt, wird erst die politische Tragweite seiner Kundgebung ermessen lassen. Man hat gesagt, der Monarch dürfte mehr eine moralische, im Allgemeinen staatserhaltende Thätigkeit, als directe Abwehrmaßregeln gegen den Umsturz im Auge gehabt haben. Die Richtigkeit dieser Vermuthung sei dahingestellt, nur darf man nicht glauben, daß ein Bericht auf ein gesetzgeberisches Vorgehen überhaupt ausgesprochen werden sollte. So lange freilich nicht bekannt ist, auf welchem Gebiete man den Umsturzbestrebungen Abbruch thun zu können glaubt, so lange läßt sich weder ein Für oder Wider erklären, noch auch eine Vermuthung anstellen, mit wem außer den Conservativen der neue Weg begangen werden soll."

Wenn von conservativer Seite der Versuch gemacht werden sollte, mit dem **Centrum** die staatsrettende Phalanx zu bilden, die der Kaiser wünscht, so wird dieser Versuch bei dem jetzt durch das ultramontane Lager gehenden demokratischen Zuge wohl auf Schwierigkeiten stoßen. Das geht schon aus der Art und Weise hervor, wie die „Germania" die Rede des Kaisers bespricht. Sie sagt nämlich:

„Die Kaiserrede ist ein neuer Beweis für die hohe, gewissenhafte Auffassung unseres Kaisers von seinem monarchischen Beruf, für seine freie und frische Initiative, auch für seine oft bewährte Gabe der Rede. Die warme Theilnahme an den schweren Sorgen der Landwirthschaft, die Betonung der Nothwendigkeit eines leistungsfähigen Bauernstandes, die Zusage, alles nur Mögliche für die Landwirthschaft zu thun, berührt durchaus sympathisch und muß auch jeden Gegner der letzten Handelsverträge dazu veranlassen, diese für zehn Jahre nun doch einmal entschiedene Streitfrage nun zunächst auf sich beruhen zu lassen und die anderen Mittel zur Hebung der Landwirthschaft mit um so größerem Eifer zu prüfen und zur Anwendung zu bringen. Wenn dabei der Kaiser die Art der Opposition, welche von landwirthschaftlicher Seite öfter und besonders auch von adligen Großgrundbesitzern, die der Kaiser allein hervorhebt, geübt worden ist, scharf tadelt, so liegt dafür, wie wir oft genug haben darlegen müssen und eventuell wiederholen könnten, leider Grund genug vor; wir lassen diese Seite der kaiserlichen Rede aber zunächst auf sich beruhen, um erst abzuwarten, wie die Mahnung auf die Betroffenen gewirkt hat. Das Recht der Opposition aber, in sachlicher Weise, aber auch mit voller Entschiedenheit, nur ohne Verhetzung und Verleidigung und Nörgelei — das muß auch für den Adel und jeden Theil des Adels aufrecht erhalten werden. In diesem Puncte wird die Rede Sr. Majestät wohl allgemein im deutschen Volke der Zustimmung entbehren. Ein Adel, der nur Ja, niemals aber, nachdem ihn Se. Majestät „gehört", Nein sagen dürfte, wäre kein geeigneter Theil der Volksvertretung mehr, die in so vielen Beziehungen neben dem Monarchen steht und mit dem Monarchen die Geschicke des Vaterlandes entscheidet. Die heilige Schrift spricht von einer „Obrigkeit" von Gott, auch das Parlament ist eine Obrigkeit von Gott, innerhalb seiner rechtlichen Competenz neben dem Königthum von Gottes Gnaden."

Weiter ist das ultramontane Blatt der Meinung, daß der Kaiser nicht an eine Aera neuer Socialistengesetze denke, sondern an nur eine moralische, alle staatserhaltenden Elemente zusammenfassende Thätigkeit. Das klingt, als ob das Centrum für verschärfte gesetzliche Bestimmungen gegen revolutionaire Bestrebungen nicht zu haben wäre. Aber wenn irgend etwas wandelbar ist, so ist es das Centrum. Das, was es giebt, ist stets abhängig von dem, was es empfängt, und die hochconservativen Freunde eines klerikal-conservativen Bündnisses werden es sicherlich nicht an Bemühungen fehlen lassen, für das Centrum etwas herauszudrücken.

In der **französischen** Presse ist es auffallend still über den „Fall Ismert". Sie hat nur kurz die Meldung von der deutscherseits erfolgten Verhaftung der französischen Spionin gebracht, so, wie die „Agence Havas" die Nachricht verbreitet hatte. In dieser Meldung war bereits die Thatsache erwähnt, daß die deutsche Polizei bei Frau Ismert Beweise für ihre Schuld gefunden habe. Specialberichte (aus Pagny, Novéant und Metz) hat nur der „Figaro" gebracht. Sie bestätigen im Wesentlichen die „Havas"-Meldung, versuchen nur, die Beklagte als ein Opfer der Tücke des „großen Unbekannten", von dem sie den in ihrem Regenschirm vorgefundenen Granatzünder und die in ihren Strümpfen verborgenen militairischen Documente erhalten haben soll, hinzustellen, und sind bemüht, den Nachweis zu führen, daß der Zünder „wie alle in der deutschen Armee gebräuchlichen Geschoßmodelle" in Frankreich längst bekannt sei, und daß die „militairischen Documente" werthlose Manöverbestimmungen, „wie solche täglich von der Presse gebracht würden" enthielten. Von den früher bei Gelegenheit der Verhaftung eines französischen Spions in Deutschland üblichen groben Schimpfereien ist nirgends etwas zu finden. Nach dieser Haltung der Presse zu schließen, ist man in Frankreich anscheinend zu der Einsicht gekommen, daß einmal die französischen Militairbehörden ebenso gut Nachrichten über andere Armeen einsammeln, als andere Armeeleitungen über das französische Heer, daß ferner die französische Regierung hierbei mindestens nicht geschickter zu Werke geht als die anderer Länder, und daß endlich das ganze Spioniren, in der Art betrieben, daß man Kundschafter in das auszuforschende Land entsendet, nicht mehr recht zeitgemäß ist, keinen rechten Zweck mehr hat. Von Interesse ist in letzterer Hinsicht wenn die zum Ministerium in Beziehung stehende „Liberté" schreibt:

„Nichts beweist besser als der Fall Ismert die Zwecklosigkeit der veralteten classischen Spionage. Die Regierung bezahlt hierbei unverhältnißmäßig theuer eine Menge werthloser Dinge, die entweder vorher schon in der Presse veröffentlicht worden sind oder die sie auf dem ersten besten Trödelmarkt hätte kaufen können. Ebenein wird sie noch compromittirt."

Noch deutlicher äußert sich ein Pariser militairisches Fachblatt in folgendem Sinne:

„Das militairische Kundschafterwesen muß, wenn es wirksam sein soll, heute ganz anders als früher betrieben werden. Man kann keine Spione mehr ausschicken, die sehen nichts, oder sehen nur halb und sind viel zu sehr exponirt. Man muß sich aus dem Lager des Gegners heraus, sei dies „Lager" nun wie im Frieden bildlich, im Kriege wörtlich zu nehmen, informiren lassen. Dazu hat man in den meisten Fällen nur nöthig, aufmerksam der ganzen einschlägigen Literatur zu folgen, die Beziehungen der Industrie und des Handels auszunutzen, sowie abzuwarten, was von den nirgends mangelnden Verräthern angeboten wird. Der „goldbeladene Esel" steigt noch heute, und heute mehr denn je, über die höchsten und bestgeschützten Mauern."

Das ist richtig. Aber wir möchten dem französischen Fachblatt für seine dankenswerthe Offenheit mit dem guten Rathe quittiren, vor allen Dingen nach den Verräthern im eigenen Hause zu suchen, namentlich in den einzelnen Ressorts der Ministerien. Man hat dort schon Anarchisten notorisch in nicht unwichtigen Stellungen beherbergt und ist auch in Zukunft nicht sicher vor derartigen Spionen, die nicht anziehen werden, ihre Wissenschaft, selbst gratis, an den Mann zu bringen, wenn sie hoffen können, damit einen Krieg und mit diesem das allgemeine Chaos zu entfesseln.

Nach den jetzt aus **Mindanao**, der südlichsten und nach Luzon der bedeutendsten der Philippineninseln, vorliegenden Nachrichten nimmt sich der am 9. Juli dort stattgefundene, von amtlichen Telegrammen als eine glorreiche Waffenthat dargestellte, Kampf der spanischen Truppen mit den eingeborenen Malayen doch ganz anders aus und scheint viel eher die Bezeichnung einer großen Schlappe zu verdienen. Der Ort, an dem die spanischen Truppen überrascht wurden, liegt auf dem Wege von Momungan nach Ulama, in der Fortsetzung der von Iligan ausgehenden Straße, die nach der Lagune von Lanao führen soll. Der Weg durch den dichten Urwald ist dort so schmal, daß nur zwei Mann neben einander zu marschieren vermögen, und die aus 400 Mann bestehende Colonne hatte sich dementsprechend in eine lange Linie aufgelöst. Als die Spitze nun in eine der vielen Windungen des Pfades einbog, der sich natürlich dem Gelände anpaßt, wurde sie trotz aller Vorsichtsmaßregeln plötzlich von den Malayen umzingelt. Hauptmann Salazar, ein in dieser Kriegführung besonders erfahrener Officier, und 17 Soldaten wurden sofort niedergemacht, bevor sie sich noch recht zur Wehr setzen konnten; 49 Mann wurden verwundet, von denen bei Abgang der Post bereits 9 ihren Wunden erlegen waren. Als der Rest der Truppen herankam, war der Feind schon wieder im Busch verschwunden. Nach diesen Vorgängen erscheint es doch immer zweifelhafter, ob es den Spaniern gelingen wird, in einem einzigen Feldzug sich der ganzen Insel, die zur Hälfte noch dem unabhängigen Malayenfürsten gehört, zu bemächtigen. Kenner der dortigen Verhältnisse behaupten, daß es dazu einer mehrjährigen angestrengten Campagne bedürfe. Die Malayen sollen, wie der „N. Ztg." geschrieben wird, gegenwärtig gute Stellungen einnehmen, aus denen es nicht leicht sein wird, sie zu vertreiben, namentlich da die Artillerie nur schwer vorwärts zu bringen ist. Kleinere Ueberfälle finden übrigens fast täglich statt, und meistens büßen die Spanier dabei einige Mann ein; nur werden diese Verluste nach Madrid nicht gemeldet. Auch der Gesundheitszustand soll, wie das freilich nicht anders zu erwarten ist, zu wünschen übrig lassen.

Ueber die wirklichen Chancen **Chinas** in dem Krieg mit **Japan** verbreitet die an anderer Stelle mitgetheilte Shanghaier Meldung des „Reuter'schen Bureaus" ein bezeichnendes Licht. Nach derselben ist Admiral Ting, der Commandant der chinesischen Flotte im Golf von Petschili, an dessen westlicher Einbuchtung Tientsin, das Thor der Hauptstadt Peking, liegt, wegen Feigheit und Unfähigkeit degradirt und zur Landarmee versetzt worden, weil er die Besetzung der in der Nähe von Port Arthur gelegenen Inseln, welche die Einfahrt vom Gelben Meer in den Golf von Petschili beherrschen, durch die Japaner nicht zu verhindern vermocht hatte. Da die Nachricht aus chinesischer Quelle stammt, bedeutet sie ein außerordentlich wichtiges Eingeständniß, aus dem zu entnehmen ist, daß thatsächlich die Japaner bei Port Arthur festen Fuß gefaßt und sich eine Operationsbasis gegen Peking geschaffen haben. Daß es der japanischen Flotte in so kurzer Zeit möglich wurde, sich den Weg nach der gelben Kaiserstadt frei zu machen, ist ein Ruhmestitel für die japanische Strategie, wie es eine Schmach für die chinesische Kriegführung ist, die auf Korea selbst es noch zu keinem Erfolge gebracht, zur See aber das Spiel so gut wie verloren hat. Einem feigen und unfähigen Commandanten vertraut man den Golf von Petschili an: wie muß es da erst mit den übrigen Commandostellen aussehen! Sehr tief läßt auch im jetzigen Stadium des Krieges der Rath des Vicekönigs Li-Hung-Tschang, die Vermittelung Englands und Rußlands nachzusuchen, blicken

---

Feuilleton.

33] **Sein Weib.**

Roman frei nach dem Englischen von Emil Bernfeld.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Als Sam in das Domestikenzimmer zurückkehrte, sah die Partei Simpson, noch ehe er ein Wort gesprochen, an seinem erleichterten, triumphirenden Gesichte, daß etwas wesentlich Anderes geschehen sein müsse, als man erwartet hatte. Sie fand diese Vermuthung bestätigt, als Sam, der nur wie beiläufig erwähnte, daß sein Herr allein sei und sich damit unterhalte, an einige gute Bekannte zu schreiben, Mrs. Clarke den Auftrag Falconer's übermittelte, was von Sam's Seite in sehr wichtigem und sehr nachdrucksvollem Ton geschah.

Falconer seinerseits schritt inzwischen mit verschränkten Armen in seinem Zimmer auf und ab und dachte über das Geschehene nach. Er war außer Stande, sich klar zu werden, ob die Worte, die Jane gesprochen, die Wahrheit umschlossen, oder ob sie nur ein geschickter Ausweg des tapferen liebenden Mädchens gewesen, die Gefahr des Momentes abzuwenden. Die Wahrheit? Es war ja unmöglich! Wie sollte er dieses Mädchen, diesen Charakter, dieses Gemüth und Wesen mit dem Bilde in Einklang bringen, das Markham ihm von jener Joan Brownell entworfen! Selbst diese Erscheinung: Jane Brown war blond, vom herrlichsten Goldblond des Haares mit sanften blauen Augen — und Joan Brownell war schwarz von Haar mit südlich dunklen, feurig blitzenden schwarzen Augen, wie er von Markham wußte. Zugleich aber mußte er sich fragen: wie kam es, daß man ihr sofort geglaubt? Daß Everett und die Anderen ihre Erklärung ohne Weiteres gelten gelassen — die Anderen wenigstens nach Dem, was Everett ihnen darüber gesagt, der ihnen einige Worte zugeflüstert, worauf man, wie es schien, keinen Zweifel mehr hegen konnte?

„Ich bin sein Weib!" hatte sie ihnen zugerufen, und es hatte ihnen genügt — warum, wieso? Er selbst, der leider mehr zweifeln mußte als Jane, hatte ja nicht fragen können — sie hatte sich mit dem Moment, wo Jene gingen, von ihm losgerissen und war verschwunden, wie sie gekommen — durch den geheimen Gang, die geheime Thür; er hatte nicht gewagt, ihr zu folgen, sie zurückzuhalten: mußte ihm nicht die Scheu, die Flucht dieses opferwilligen liebenden Mädchens heilig sein? Er vermochte die Sache nicht auszumachen!"

Was Jane betraf — oder vielmehr Joan, wie wir sie jetzt wohl wieder nennen müssen —, so war sie nach ihrer Flucht von ihm erregt, verwirrt, mit glühenden Wangen, dem Hause Doctor Newbott's zugeeilt, so schnell sie ihre Füße tragen konnten. Sie wagte kaum an das zu denken, was sie gethan. Sie wollte es nicht überdenken, wollte es sich nicht vergegenwärtigen und sich klar darüber werden — weshalb, wozu? Genug, es war geschehen, und genug, daß sie ihren Gatten damit für den Augenblick gerettet hatte.

Sie versuchte, als sie Newbott's Haus erreichte, ihre Fassung wiederzugewinnen, doch es war vergeblich; nichts konnte das Fliegen ihrer Pulse besänftigen, nichts das Brennen ihrer Wangen stillen, die sie an die Brust ihres Gatten hatte pressen dürfen. Sie klopfte an die Thür und hörte von dem Mädchen, das ihr öffnete, daß Annette noch auf sei und im Wohnzimmer auf sie warte. Joan warf hastig ihren Mantel ab und begab sich zu der Freundin.

„Nun?" begann sie rasch, indem sie eintrat, da sie es vorzog, schnell von Annettens Angelegenheiten zu sprechen, um die eigenen im Moment noch zu vermeiden: „Wie befindet sich der Kranke?"

„Er ist sehr ruhig, aber ich fürchte, schlecht", gab Annette gepreßt zurück. „Es scheint, daß er in einer Art von Betäubung liegt. Alles deutet darauf hin, daß dieses Leben nicht mehr lange auf ihn lasten wird."

„War Doctor Merville hier? Was sagte er?"

„Daß nichts mehr zu thun sei. Die Kräfte des Kranken seien vollständig erschöpft und nur wenn er in dieser ständigen, dem bloßen Hindämmern gleichenden Ruhe verbleibe, werde sich das Leben meines unglücklichen Vaters noch einige Zeit hinziehen. Tritt ein Zustand der Aufregung ein, so steht das Ende jeden Augenblick zu fürchten. Doctor Merville sagt, daß wir aus diesem Grunde wachsam sein und Gregory, den Krankenwärter, zur Hand halten müssen."

„Arme Annette!"

Joan war vorgetreten in das Licht und Annette gewann einen Blick auf ihre Züge.

„Wie erregt Sie aussehen!" sagte sie. „Was ist geschehen, wo waren Sie?"

„Auf Old Hall!" entgegnete Joane zusammenzuckend und hastig das Gesicht abwendend. „Bitte, fragen Sie mich nicht weiter, aber man hat ihn heute nicht verhaften können."

Sie ließ sich neben Annette auf das Sopha nieder. „Ich werde zur Krankenwache hinaufgehen, nachdem ich einige Minuten von dem eiligen Wege gerastet habe", fuhr sie fort. „Es wird nothwendig sein, daß Jemand von uns über Nacht in der Nähe des Kranken weilt, und Sie selbst bedürfen der Ruhe."

„Oh nicht doch, nimmermehr", wehrte Annette ab. „Sie haben so gut die vergangene Nacht schlaflos an seinem Bette zugebracht wie ich und müssen nicht minder erschöpft sein. An mir ist die Pflicht in erster Reihe!"

„Sie aber sind krank, Annette, von Gemüthsbewegung aufgerieben, Sie müssen sich schonen!" beharrte Joan, die hingebend bedacht war, der unglücklichen Freundin ihre schreckliche Aufgabe so viel als möglich zu erleichtern und ihrerseits selbst so viel als möglich um den Kranken zu sein wünschte in der Hoffnung, vielleicht noch irgend etwas von Wichtigkeit von ihm zu erfahren. „Ihr Herz ist schwach von Kummer und Sorge — ich bin stark und bedarf der Thätigkeit. Nichts würde mir so schrecklich sein, als eine schlaflose Nacht allein in Ihrem Zimmer. — Ist Gregory hier?"

„Er ist hier und will versuchen, da mein Vater sehr ruhig ist, sich diese Nacht einmal niederzulegen. Er wird angekleidet auf dem Sopha in dem Zimmer neben dem Krankengemach schlafen. An seiner Stelle wird Mrs. Fogg am Krankenbett wachen."

„Wenn Mrs. Fogg hier ist, sind Sie gewiß entbehrlich und können zur Ruhe gehen. Sie werden zusammenbrechen, wenn Sie ihre Kräfte nicht schonen, und Sie müssen bedenken, daß Sie derselben noch bedürfen werden. Ich selbst stehe Ihnen im Krankenzimmer für Alles ein, und wenn irgend etwas Beunruhigendes vorfällt, wird man Sie herbeirufen."

„Aber auch Sie bedürfen der Ruhe — ich möchte, daß auch Sie das Bett suchten . . ."

„Vielleicht — später —" sagte Joane ausweichend. „In einiger Zeit — lassen Sie mich erst einige Stunden der Wache obliegen, um Sammlung zur Ruhe zu finden."

Seufzend gab Annette der stärkeren Freundin nach. In Schweigen versunken saßen die beiden Mädchen nebeneinander, Annette mit kummervoll gesenktem Kopf, die Hände über dem liegen gelassenen Nähzeug auf ihrem Schooß gefaltet; Joan das Kinn in die Hand gestützt, tief athmend und mit den großen, dunkelblauen Augen gedankenvoll vor sich hin ins Weite blickend.

Mrs. Fogg hatte es sich nicht nehmen lassen, ihrer treuen Anhänglichkeit an Annette durch Offenbarung ihrer Dienste als wirthschaftlicher Beistand und aushelfende Krankenwärterin Ausdruck zu geben, und wenigstens in letzterer Beziehung hatte man ihr Anerbieten gern angenommen. Nur stellte die umsichtige Frau bei dem Krankenwärter Gregory im Stillen die Bedingung, daß er nie weiter als eine halbe Stubenlänge von ihr entfernt sein dürfte, wenn sie an dem Krankenbett weile, und hatte der Köchin anvertraut, daß sie stets dafür sorge, Gregory mit irgend einem soliden Gegenstand als Waffe zu versehen, denn du lieber Himmel, sie sei ja nur eine harmlose, friedliche Frau, und man könne doch immerhin nicht wissen, was so ein lateinischer Doctor, der sein Leben lang daran gewöhnt sei, Menschen zu zerschneiden und mit ihren Gliedern nicht viel Federlesens zu machen, sich zuletzt am Ende noch einfallen lasse, wenn die Reihe einmal an ihn komme.

Gegenwärtig machte Mrs. Fogg in der Küche ihre Toilette für die Nachtwache. Zu diesem Behufe legte sie ihr Staatsgewand ab und begnügte sich mit der Umhüllung eines gewaltigen faltenreichen Unterrocks von dunkelgrünem, gestreiften Wollstoff; über den Oberkörper zog sie eine mächtige braune und gelbgestreifte Nachtjacke, deren Muster zwischen einer Tigerhaut und einem Giraffenfell die Mitte hielt und machte es ihren Füßen in einem Paar ungeheuren grauen Filzpantoffeln bequem, in welche sie mit ihren Schuhen hineintrat. Zuletzt wand sie ein großes buntes Tuch turbanartig um ihren Kopf, dessen Zipfel sie oben in der Mitte so geschickt arrangirt hatte, daß sich dieselben wie zwei schöngeschweifte Skalplocken von ihrem Wirbel emporhoben. So ausgerüstet stieg sie die Treppe zu dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit empor und erschien in dem Vorzimmer des Krankengemachs, um ihr Amt anzutreten.

„Herr meines Lebens, wie hat sie sich ausstaffirt!" murmelte Gregory erstaunt vor sich hin, als er sie erblickte. „Sie sieht ja aus, wie eine leibhaftige Indianer-Hexe! — Wozu haben Sie sich denn nur das Tuch um den Kopf gebunden?" konnte er sich nicht enthalten, ihr ärgerlich zuzuflüstern.

„Gegen den Zug!" flüsterte sie wichtig zurück.

„Zug? Aber wo soll denn hier Zug herkommen? Hier ist doch in aller Welt kein Zugwind?"

„Das verstehen sie nicht, Mann!" erklärte die würdige Frau entrüstet. „Ich bin sehr empfindlich gegen Zug und vertrage ihn besonders am Kopfe nicht. Manchmal zieht es, das weiß ich vom Waschen her, und ich will meine Gesundheit nicht auf's Spiel setzen, ich habe sechs Kinder zu ernähren!"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.